

«In Peking will ich mit der Mannschaft gewinnen»

Nach dem Olympiasieg formuliert der Degenfechter Marcel Fischer das nächste Ziel

Am Tag nach dem für den Schweizer Sport historischen Olympiasieg von Marcel Fischer war der 26-jährige Degenfechter ein sehr gefragter Mann. Trotz ganz wenig Schlaf musste er, auf Schritt und Tritt begleitet von TV-Kameras, einen Medien-Marathon durchstehen. In diesem nahm er sich freilich explizit viel Zeit, um mit der NZZ beim Mittagessen über seinen Erfolg zu sprechen. Die Fragen stellte Peter Jegen.

Marcel Fischer, wie ist es, in den Schweizer Medien plötzlich gefragter Interviewpartner zu sein? Für Ihre bisherige Fechtkarriere hat sich ja kaum jemand interessiert.

Noch ist es gut zu ertragen. Am Dienstagabend dauerte es lange, bis ich für die Dopingprobe habe Wasser lassen können. Ich kam weit nach Mitternacht ins Bett und stand wieder früh auf. Und jetzt bin ich erst an der zweiten Station in meinem Medien-Marathon. Noch geht es mir also gut, zumal ich während dieses Gesprächs endlich auch etwas essen kann.

Zeit, sich über die Tragweite Ihres Olympia-Erfolges so richtig Gedanken zu machen, hatten Sie also noch nicht?

Nein, sicher nicht. Heute Morgen kamen zwar nach dem Aufstehen die ersten Gedanken, was das alles bedeuten könnte. Am höchsten Punkt einer Fechtkarriere angelangt zu sein. Ein Fechter kann ein- oder zweimal an Olympischen Spielen teilnehmen. Erwischt er in dieser Zeit zum richtigen Moment einen Supertag, ist das natürlich überwältigend. Doch was das bedeutet, werde ich wohl erst später realisieren.

«Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit»

Es ist womöglich eine Versöhnung mit der Vergangenheit. Immerhin hatten sie an den Spielen in Sydney in einem umstrittenen Gefecht den Finalinzug verpasst und mussten mit Platz vier vorlieb nehmen. Seit März 2003 waren Sie zudem in der Olympia-Qualifikation gefordert, hatten im Herbst eine WM-Niederlage wegzustecken, zum Jahreswechsel eine Schulteroperation zu erdulden und mussten trotz Spitzenklassierungen zum finalen Olympia-Ausstieg der Europazone.

Es war in letzter Zeit tatsächlich etwas hektisch. Angesichts der Prüfungen in meinem Medizinstudium manchmal sogar fast zu viel. Doch ich bin überzeugt, dass es eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt. Als ich in Sydney mit leeren Händen dastand, war das schlimm. Aber ich sagte mir: Irgendwann wirst du dafür entschädigt, sei es an einer WM oder EM. Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit. Mit der Mannschaft sind wir heuer Europameister geworden, jetzt kommt mein Olympiatitel dazu. Das ist wahnsinnig und mehr, als ich erwartet habe.

Das tönt nach Aberglaube. War das Wettkampf-Datum für Sie von Bedeutung?

Ja, durchaus. Solche Sachen bedeuten mir sehr viel. Ich reagierte positiv, als ich hörte, an einem 17. in Athen fechten zu müssen. Am 17. April hat mein Vater Geburtstag.

Er sagte mir, dass an solch einem Datum alles gut gehe. Und am Zonenturnier in Gent habe ich mich an diesem Tag sodann tatsächlich auch für die Spiele qualifiziert. Es war ein Zeichen, auf das ich hörte.

Vor diesem Zonenturnier haben Sie vom Erfolg geträumt. War das jetzt in Athen wieder so?

Nein. Ich habe im Athletendorf immer so gut und tief geschlafen, dass ich mich jeweils nicht an einen Traum erinnern konnte.

Müde Beine, frischer Kopf

Für die aussenstehenden Betrachter schien Ihr Halbfinal-Gefecht gegen den Franzosen Eric Boisse von entscheidender Bedeutung zu sein. Täuschte dieser Eindruck?

Das war ein sehr gutes Gefecht, ein faires dazu, weil Boisse ein Treffer nicht gegeben wurde und er dies sofort akzeptierte. Doch entscheidend war für mich das allererste Gefecht gegen den Ägypter. Ich hatte da etwas Mühe, den Rhythmus zu finden, was aber nur mein Kämpferherz weckte. Ich ging die Sache nicht zu locker an. Gegen Kovacs profitierte ich davon, weil der Ungar einer der komplettesten Fechter ist.

Direkt nach dem Final sagten Sie, dass die Beine müde seien. Mental aber wirkten Sie sehr locker. Was befähigt Sie dazu?

In der Pause vor dem Final war ich schon ziemlich müde. Ich hatte Krampferscheinungen in den Beinen und musste mich etwas hinlegen. Doch kaum stand ich wieder auf der Planche, fühlte ich mich bestens. Das Publikum machte viel Stimmung, in der ganzen Halle spürte ich eine positive Atmosphäre. Schon nach der Eröffnungsfeier war ich extra noch in die Fechtthalle gegangen, um sie zu spüren, ein Gefühl für die Gegebenheiten zu bekommen. Ich dachte, hier

fechten zu können, wäre ein Traum. Letztlich fühlte ich mich sogar so gut, dass ich im Final gegen den Chinesen Wang auf Anhieb am liebsten angegriffen hätte. Da musste ich mich sogar etwas zügelnd, um nicht übermütig zu werden.

Nationaltrainer Rolf Kalich sprach vor dem Wettkampf davon, dass Sie einzig Ihre «normale» Leistung abrufen müssten. Was machten Sie denn besser als Judoka Sergei Aschwanden?

Da gibt es doch Unterschiede zwischen den Sportarten. Im Judo kann mit einem Wurf alles entschieden sein, im Fechten ein Treffer in Sekundenbruchteilen gelingen. Doch ein Gefecht dauert dreimal drei Minuten. Da bleibt viel Zeit, um einen Rückstand aufzuholen. So wie es mir beim 1:4 gegen Kovacs gelang. Für mich ist generell wichtig, dass ich neben dem Fechten mein Medizinstudium habe. Damit kreisen die Gedanken nicht immer um dieselben Sachen.

Doch barg diese Konstellation nicht auch die Gefahr, dass nach einer gelungenen Prüfung oder einem anderen positiven Erlebnis die Konzentra-

tion auf das Wesentliche, sprich den Olympia-Wettbewerb, verloren gehen könnte?

Innerlich habe ich immer gewusst, dass der Wettkampf mein Ziel ist. Stets habe ich daran gedacht. Das spiegelt sich vor allem zu Hause in meiner Wohnung in Basel. Da sieht es derzeit schrecklich aus. Ich war zwei Wochen in Magglingen, dann eine Woche bei meinen Eltern in Biel, eine Woche im Trainingslager in Andermatt. Drei Tage später flog ich bereits nach Athen. Zeit, die Wäsche zu machen oder andere Hausarbeiten zu erledigen, blieb nicht. Das war für meinen Geschmack schon fast zu hektisch.

Das passt aber nicht zur Aussage, dass Sie nicht gerne trainieren.

Das passt aber nicht zur Aussage, dass Sie nicht gerne trainieren. Fechten tue ich immer gerne. Es sind nur die Lektionen, die mir etwas missfallen. Ich liebe das Spiel, den Wettkampf von Mann zu Mann. Eine Lektion aber ist wie Krafttraining, bestimmte Abläufe wiederholen sich, der Betroffene ist immer wieder der Maître. Das behagt mir nicht, denn ich suche stets die Herausforderung. Deshalb habe ich in meiner Jugend ja auch so gerne Tennis oder Fussball gespielt.

Mehr vom Fussball fasziniert

Sie erwähnen Ihre Jugend. Den Kontakt zum Fechten knüpften Sie, etwa im Gegensatz zu Eric Boisse, dessen Vater 1984 Olympia-Sieger war, nicht im Elternhaus.

Es war der Fechtlehrer in Biel, Richard Marszalek, der mir das Fechten schmackhaft machte. Am Anfang gefiel es mir freilich nicht sonderlich gut. Zum Glück waren wir aber etwa zehn Jugendliche, die im Training auch zusammen Fussball spielten oder Ritterspiele gemacht hatten. Das hat mir Spass gemacht, und so ging ich nicht ausschliesslich wegen des Fechtens ins Training.

Haben Sie sich damals schon als künftiger Olympia-Sieger gesehen?

Nein, das war viel zu hoch. Eine Medaille wollten wir in unserer Gruppe einmal gewinnen. Aber Olympiasieger? Nein, wirklich nicht. Die Fechter am GP de Berne waren meine Vorbilder. Und wie alle fand ich auch Boris Becker oder Andre Agassi besonders cool. Nachdem ich später erstmals an einer Junioren-WM teilgenommen und dann meine ersten Weltcups absolviert hatte, stiegen natürlich die Erwartungen. Olympia konkretisierte sich allerdings erst mit den Spielen 2000 in Sydney, vor allem aber in den letzten Jahren. Speziell, seit alles auf Athen ausgerichtet wurde und mein Umfeld zurückstecken musste. An der Uni verpasste ich tolle Sachen, ich hatte keine Zeit für meine Freundin, und meine Eltern mussten mich finanziell unterstützen.

Das sind die Schattenseiten neben der Planche. Gab es auch solche auf der Fechtbahn?

Den Tiefpunkt erlebte ich im Frühjahr am Turnier in Bogotá. Ich war Dritter geworden und wusste, für die Olympia-Qualifikation trotzdem noch am europäischen Zonenturnier antreten zu müssen. Da war es ungemein schwierig für mich, mich weiter zu motivieren. Benjamin Steffen, mit dem ich damals im Hinblick auf das Zonenturnier trainierte, konnte einiges darüber sagen. Ich kam mir richtig blöde vor, als Nummer 3 der Welt noch nicht für die Spiele qualifiziert zu sein. Den ent-

scheidenden Treffer setzte ich in Gent dann aber mit einem lehrbuchmässigen Sturzangriff. Durch die Luft fliegen und den Gegner treffen. Das ist wiederum ein Erlebnis, das das Fechten für mich so ungemein faszinierend macht.

2008 als Schlusspunkt

Den ganzen Bettel einfach hinschmeissen wollten Sie im Innersten wohl nie. Aber wie gehen Sie damit um, im Hinblick auf Peking nicht zu wissen, ob der Degen dann überhaupt noch eine olympische Waffe ist?

Ich sagte mir, bis Athen durchhalten zu müssen, um danach eine Pause einlegen zu können. Mit der Goldmedaille ist jetzt natürlich alles etwas anders. Bis im Januar gibt es im Weltcup keine Turniere mehr, so dass ich genügend Zeit zur Erholung habe. Danach hoffe ich, mit meinem Erfolg zur grösseren Akzeptanz des Fechtens in der Schweiz beitragen zu können. Wie das freilich längerfristig aussieht, ist schwer zu sagen. Im internationalen Fechtverband machen Leute von 70 Jahren und mehr irgendwelche Regeln. Emotionen werden unterbunden. Während eines Gefechts darf man nicht mehr schreien oder die Maske abziehen. Das macht das Fechten doch total kaputt. Und es ist frustrierend, weil man nur machtlos auf den Entscheid warten kann, welche Waffen 2008 olympisch sein werden.

Sind für Sie die Spiele in Peking trotzdem das nächste grosse Ziel?

In Peking will ich mit der Mannschaft die Goldmedaille gewinnen und damit meine Karriere abschliessen. Doch vorerst habe ich ein anderes Ziel. Am 28. September muss ich die nächsten Prüfungen meines Medizinstudiums bestehen. Und dafür beginne ich spätestens ab nächster Woche zu lernen.



Zum Wohl auf den Olympiasieg: Fischer und Trainer Kalich. (Bild key)

Kenteris und Thanou auf und davon

Noch vor kurzem hat der Staatspräsident Griechenlands, Konstantinos Stefanopoulos, am Fernsehen von einer nationalen Schande gesprochen. Diese ist nun mindestens vorläufig ausgestanden. Die Leichtathleten Kostas Kenteris und Ekaterini Thanou, die nach ihrem angeblichen Motorradunfall erst am Dienstag aus dem Krankenhaus entlassen worden waren, haben den Spekulationen um ihre Personen am Mittwochmorgen selber ein Ende bereitet.

Nach der Anhörung durch die zuvor einberufene IOK-Disziplinarkommission liess Kenteris die wartende Journalistenschar vor dem IOK Hotel Hilton wissen, dass er die Akkreditierung zurückgegeben habe, auch wenn er sich nach wie vor keiner Schuld bewusst sei. Den gleichen Schritt vollzogen kurz danach Thanou wie auch beider Trainer, Christos Tzekos, vom dem sich Kenteris zudem per sofort getrennt hatte. Die zwei abgehalfterten Nationalhelden waren schon am Samstagabend vom griechischen Olympischen Komitee bis zu einem Entscheid des IOK aus dem Team ausgeschlossen worden.

Arbeit für den Leichtathletik-Verband

Dem Entscheid der IOK-Exekutive, die nach der Anhörung von Kenteris und Thanou tagte, war mit dem «freiwilligen» Rückzug de facto vorgegriffen worden. Der Exekutive hätte genügend Beweismaterial vorgelegen, sagte die Direktorin der Kommunikationsabteilung des IOK, Giselle Davies, an einer Pressekonferenz. Damit wollte sie den spekulierenden Journalisten vermutlich andeuten, dass ein Olympia-Ausschluss auch ohne Vorpreschen der beiden Sportler zur Diskussion gestanden hätte. So aber hatte die Disziplinarkommission unter der Leitung des Deutschen Thomas Bach nicht sehr viel zu beraten.

In ihrem Entscheid machte die IOK-Exekutive immerhin deutlich, dass sie etwaige künftige Olympia-Teilnahmen der Betroffenen und ihres Trainers einer besonderen Prüfung unterziehen werde. Im Weiteren soll ein Zusatzbericht erstellt werden, der die verwirlichen Umstände im Zusammenhang mit der geplanten Dopingkontrolle ausloten solle. Auch der Leichtathletik-Weltverband ist in der Verlautbarung genannt: Der IAAF werden alle Unterlagen zur Verfügung gestellt, damit sie ein Verfahren einleiten kann. Auch solle die IAAF prüfen, ob gegen den seit Jahren suspekten Trainer Christos Tzekos Sanktionen ergriffen werden können. Auf Fragen zum nirgends protokollierten Unfallhergang und zum Gesundheitszustand der angeblich verletzten Athleten wollte die IOK-Sprecherin nicht eingehen. Sie sagte nur lakonisch, dass man sich hiermit nicht auseinandersetze.

Ratloser Gerichtsmediziner

Ganz anders der griechische Staatsapparat, der sich schon vor Tagen eingeschaltet hatte. Die Athener Staatsanwaltschaft ermittelt in der Sache Töffunfall beziehungsweise bezüglich der Verletzungen, die Kenteris und Thanou dabei in der Innenstadt Athens erlitten haben sollen. Was da in den letzten Tagen an (widersprüchlichen) Details zusammengetragen wurde, gäbe Stoff für mehr als einen Krimi. So fand die Verkehrspolizei am «Unfallort» keinerlei Anzeichen für einen Zwischenfall. Zudem wurde bekannt, dass das von Kenteris gesteuerte Motorrad auf der rechten Seite Unfallspuren aufweist, die Schürfwunden bei Kenteris aber auf der linken Körperseite zu sehen sind. Auch von dessen angeblichen Kopfverletzungen konnte der am Montag ins Spital beorderte Gerichtsmediziner Philippos Koutsaftis keine Spuren ausmachen.

Jan Mühlethaler

Anzeige

GGK, die Werbeagentur, die vom Schwimmen ins Rudern gerät.

GGK Zürich Werbeagentur
01 381 35 10, ggk@ggk.ch

GGK